

*te, Caesar, amico, quam velim ante satis i. e. satis (vixi) sub-*  
*audias. quodsi ea ratione dictum moribundi struxeris dum*  
*mорий, vixi te, Caesar, amico; satis vixi, praeter reiectum*  
*tautologiae crimen etiam traditum satis ab interpolatione Pi-*  
*thoei sat est defenditur. Maecenas non solum se intimum Ca-*  
*saris fuisse grato animo confitetur; immo usque ad mor-*  
*tem ipsam in amicitia eius permansisse gloriatur, certior*  
*factus vita longa in discrimine rerum Romanarum peracta,*  
*raram rem esse amicitiam inter potentes usque ad mortem*  
*durantem.*

Bonnae

Ernestus Bickel

---

## FREIHEIT UND GEBUNDENHEIT DES STAATSMANNES BEI THUKYDIDES

---

Die menschliche Natur entläßt sich in der Urgewalt ihrer Triebe und lebt sich in rücksichtsloser Pleonexie aus, soweit sie sich nicht irgendwie gehemmt findet. Sie wirkt im Individuum wie im größeren Verbands, und es liegt nicht an ihr, wenn sie sich im einen Falle weniger frei bewegt als im andern. Im Privatleben kann sie immerhin eingedämmt, aber auch nie ganz ausgeschaltet und je nach den Umständen selbst durch das Strafgesetz nicht abgeschreckt werden. Im Völkerleben hingegen, wo das Höchste zu gewinnen und zu verlieren ist, zeigt sich das Naturhafte umso mächtiger, als es hier durch keine übergeordnete Instanz in Schranken gehalten wird: trotz schönklingender Worte, mit denen der Starke sich einen Anschein gibt oder der Schwache sich zu salvieren sucht, gilt nicht Recht und Billigkeit, nicht Pietät und Solidaritätsgefühl, nicht Frömmigkeit und Mitleid, sondern allein das Prinzip des Eigennutzes, welche Farben auch immer es annehmen mag, und in einer gewissen Korrelation dazu das Recht des Stärkeren, das von jeher bestanden hat und ewig weiter bestehen wird. Kein Gott, der dieses Spiel animalischer Urnatur lenkte und ihm einen Sinn gäbe, kein Mensch, der der unbändigen Kräfte Herr zu werden vermöchte. Der Politiker hat mit der Leidenschaft und der Unbeständigkeit der Menge zu kämpfen, er sieht sich dem Zwange der durch die bisherige Entwicklung

gegebenen Situation gegenüber, und er muß in jedem Augenblick auf Schicksalswendungen gefaßt sein, die er nicht vorausgesehen hatte.

Es ist ein deprimierender Eindruck der Ausweglosigkeit, den man aus diesem Bilde thukydidischer Weltanschauung empfängt; neben der tragischen Wirkung der athenischen Katastrophe als solcher bestimmt ja gerade der tiefe und illusionslose Einblick in die Natur des Menschen und ihre Konsequenzen jene Resignation des Historikers, die die modernen Leser besonders stark empfinden. Diese Sicht tritt jedenfalls in den neuesten Würdigungen des Thukydides stark hervor, so besonders in O. Regenbogens Aufsatz im Hum. Gymn. XLIV 1933, 2 ff., den er in der Einleitung zu seiner Übersetzung ausgewählter politischer Reden (Leipz. 1949) wiederaufgenommen hat, bei F. Egermann, Das Neue Bild der Antike I, Leipz. 1942, 272 ff., und auch in den letzten Gesamtdarstellungen von J. H. Finley, Thucydides, Camb. Mass. 1947, und Wilh. Schmid, Gesch. d. griech. Lit. I 5, Münch. 1948 (besonders S. 30 ff.). Dennoch zeigen sich sonst noch gewisse Linien in dem Geschichtswerke, die sich selbstverständlich auch in den Darlegungen dieser und anderer Gelehrter abzeichnen, aber doch vielleicht einmal durchgezogen zu werden verdienen, um noch einen anderen Zugang zu dem historiographischen Phänomen des Thukydides zu eröffnen.

Ist der Kampf des Staatsmannes gegen die verschiedenen sein Werk hemmenden und beeinträchtigenden Momente wirklich so desperat, wie es scheinen könnte? Allerdings zeigt Thukydides — um mit dem auffälligsten Punkt zu beginnen — die handelnden Persönlichkeiten nicht eben selten unter der Einwirkung unvorhergesehener Umstände, und immer wieder erinnern die Redner an das Unerwartete, das alle Hoffnungen und Entwürfe zuschanden machen kann. Das ewig-menschliche Gefühl ständiger Abhängigkeit von höheren Mächten hat sich bei den Griechen schon früh an die Vorstellung der mehr oder weniger persönlich gedachten Tyche geknüpft, die das Gelingen bringt, sich ebensogut aber auch versagen kann (vgl. nach Herzog-Hausers PW-Artikel H. Hommel, Antike XVIII 1942, 150 ff. H. Strohm, Tyche, Stuttg. 1944. A. A. Buriks, Περὶ Τύχης, Diss. Leiden 1948). Auch vorsichtige Planung vermag ihrer nicht zu entraten: so hat schon Alkman fr. 44 D. ihr die Promatheia zur Mutter gegeben, und seit Aischyl. fr. 389 N.<sup>2</sup> finden wir sie in ausdrücklicher Antinomie

zur γνώμη wie bald auch zur τέχνη (Schmid 31, 9). Es ist also sehr wohl möglich, daß mancher Redner im Peloponnesischen Kriege wirklich von dieser unbeeinflussbaren Macht gesprochen und sie auch als Tyche bezeichnet hat, aber Thukydides hat auch aus eigenem den Staatsmann gar nicht ernstlich genug darauf hinweisen zu können gemeint. Das Problem der Rolle des „Zufalls“ wird für die Geschichtschreibung immer von entscheidender Wichtigkeit sein. Noch vor wenigen Jahren hat ihn F. Meinecke, Die deutsche Katastrophe, Wiesb. 1946, 87 ff., als weithin bestimmend für den Weg zur deutschen Katastrophe angesehen, indem er darunter das verstand, „was nicht aus einer allgemeinen, überragenden Notwendigkeit, sondern aus einer einmaligen vorübergehenden Gruppierung von Ursachen oder aus dem einmaligen unerwarteten Eingreifen eines fremdartigen Faktors in den geschichtlichen Verlauf entspringt“, und hieran anknüpfend hat G. Beyerhaus, Hist. Zeitschr. CLXIX 1949, 73 ff., die Bedeutung des Zufalls in diesem Sinne ganz allgemein mit Entschiedenheit bejaht. Wir haben unsererseits hierüber keine prinzipiellen Erwägungen anzustellen, sondern nur zu fragen, welchen Spielraum Thukydides im Bereiche seines Themas der Tyche zugestanden hat.

Es darf heute als feststehend gelten, daß er dieser Macht, die bei ihm das herodoteische Theion ersetzt, keinen providentiellen Charakter zuspricht, wie er sie ja auch nie als volle Persönlichkeit in Erscheinung treten läßt (vgl. noch F. Taeger, Thukydides, Stuttg. 1925, 128 ff. 168. 179. 195. 218. Rose Zahn, Die erste Periklesrede, Diss. Kiel 1934, 80 ff., 25. W. Müri, Mus. Helv. IV 1947, 253 ff.); er hat sie überhaupt substantiell so wenig bestimmt, daß man sie am ehesten negativ definieren könnte, etwa mit Müri als das, „was dem planenden und handelnden Menschen sich nicht oder nicht mehr fügen will“, oder einfacher als das, was von dem planenden und handelnden Menschen nicht vorausgesehen werden kann, aus welcher Quelle auch immer es stammen mag. Freilich beruht manches, was man — vor allem zur eigenen Entschuldigung — der Tyche zuzuschreiben geneigt sein könnte (vgl. I 140, 1), in Wirklichkeit auf Faktoren, die sehr wohl hätten berechnet werden können (II 87, 2 f.); was gegen die Erwartung geschieht (*παρὰ λόγον*), braucht nicht absolut als Zufall und in seinen Gründen undurchschaubar zu gelten wie z. B. der Sieg über die Perser VI 33, 6, an dem ja nach I 144, 4 γνώμη einen größeren Anteil als τύχη hatte. Aber auch abzüglich aller un-

echten und zweifelhaften Fälle bleibt noch mehr oder weniger übrig, was nicht im Bereich menschlicher Voraussicht liegt, und nicht nur das individuelle Schicksal hängt in einem kritischen Augenblick von der Tyche ab (II 42, 4, s. zuletzt L. Pearson, *Am. Journ. Phil.* LXIV 1943, 399 ff.), sondern auch der Erfolg ganzer Unternehmungen kann durch sie bestimmt werden.

Wie weit reicht also ihr Einfluß? Eine konkrete Antwort auf diese Frage ermöglicht uns die Beobachtung der Fälle, in denen sie nach Ansicht des Thukydidés tatsächlich im Spiele gewesen ist. Dem rückschauenden Blicke des Historikers enthüllt sich Vieles und wohl gerade sehr Wichtiges, was dem Miterlebenden überraschend kommt, als in sich voll begründet, und so liegt es schwerlich nur an der Kürze der Darstellung, daß Thukydidés in der Archäologie und der Pentekontaetie von der Tyche nichts zu sagen findet. Aber im Laufe des Peloponnesischen Krieges selber hat sie doch auch nach seiner Auffassung empfindlich und nachhaltig eingegriffen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in seinem Sinne die Pest auf ihr Konto bucht (II 61, 3. 64, 1); daß diese Katastrophe, die ja allein Athen so verheerend traf (II 47, 3. 54, 5), nur durch die Zusammendrängung einer Masse Menschen unter ungünstigen Lebensbedingungen ein solches Ausmaß annehmen konnte, hat er nicht deutlich gemacht und jedenfalls nicht den Schluß gezogen, daß Perikles es hier an der nötigen Voraussicht hätte fehlen lassen (Finley 157 f.). Aber so furchtbar das Unglück auch war und so lange es nachwirkte (III 13, 3. 87, 2), Thukydidés konstatiert VI 26, 2 und mit etwas mehr Zurückhaltung auch sein Nikias VI 12, 1, daß die Stadt sich zu Beginn des sizilischen Feldzuges bereits davon erholt hatte. Auf der andern Seite erlitten die Spartaner eine ganz unerwartete Einbuße durch das Drama von Sphakteria, das Thukydidés vornehmlich unter den Aspekt der Tyche zu rücken beflissen ist. Es geschieht das nicht nur vom Standpunkt der Unterlegenen aus (IV 18, 3 und 5. 55. V 14, 3, vgl. 75, 3. VII 18, 2), sondern auch in der Erzählung selber erscheint das Wort so betont (IV 3, 1. 12, 3. 14, 3), daß Taeger 132 vermutete, es stamme aus dem Rapport des Demosthenes; man könnte freilich auch gerade umgekehrt das Gefühl haben, daß diese Hervorhebung von Momenten, die außerhalb der Berechnung lagen, das Verdienst dieses Feldherrn beeinträchtigt, dessen Vertrauen auf die Tyche schon bei Gelegenheit des aitolischen Feldzuges von Thukydidés mit einem unverkennbar ungünstigen Akzent ver-

sehen worden war (s. u.), von Kleon zu schweigen, dem er natürlich nur einen Glückserfolg in Pylos zugesteht (V 7, 3). Wie dem aber auch sein mag, für unsern Zusammenhang kommt es auf die ausdrückliche Aussage des Autors V 75, 3 an, daß die Spartaner die Minderung ihres Ansehens, die die bedenklichste Folge ihrer Niederlage war, durch ihren Sieg bei Mantinea ausgeglichen haben.

Nehmen wir nun gleich noch das große Unternehmen hinzu, das dem Kriege eine ganz neue Wendung gegeben hat, die sizilische Expedition, so könnte man auch hier ohne weiteres unvorhergesehene Umstände aufweisen, die schicksalsschwer auf sie eingewirkt haben; Thukydides selbst führt sie aber nicht ausdrücklich auf die Tyche zurück, sondern hebt nur im ganzen hervor, daß der unglückliche Ausgang ein παράλογος für die Athener war (VII 55, 1 f.). Wenn nun aber andererseits die Gegner, die die Widerstandskraft der Stadt schon zu Anfang des Krieges völlig falsch eingeschätzt hatten (V 14, 3. VI 16, 2. VII 28, 3), nunmehr vermeinten, daß sie nicht einmal den folgenden Sommer überstehen werde (VIII 2, 2), so bereiteten die Athener nach Überwindung der ersten Verzweiflung, wenn auch durch die Art Spartas begünstigt (VIII 96, 5, vgl. II 18, 3), der Welt noch einen παράλογος τῆς δυνάμεως καὶ τόλμης, der ihnen wieder neue Chancen eröffnete (vgl. VIII 24, 5). Auch hier hatte Tyche also nicht das letzte Wort gesprochen, soweit sie überhaupt einen Anteil am Ausgang der Expedition hatte. Thukydides orientiert sein Urteil in diesem Falle gar nicht nach diesem vagen Gesichtspunkt, sondern begründet es II 65 auf ganz andere Überlegungen (vgl. W. Jaeger, Paideia I, Berl./Lpz. 1934, 502 ff.). Wie sehr ihm auch die Gründe klar waren, die die Überspannung der Kräfte Athens durch diese expansive Unternehmung in seiner ohnehin ungesicherten Lage und erst recht die Unmöglichkeit der Behauptung einer etwaigen Eroberung in dem großräumigen, dichtbesiedelten und von der Operationsbasis zu weit entfernten Gebiete deutlich machen mußten, wie stark er auch die Unkenntnis und Leichtfertigkeit hervorhebt, in der die Volksversammlung sich zu den schwerwiegendsten Entschlüssen hinreißen ließ (VI 1, 1. 6, 1. 24, 3 f.), so erblickt er doch in diesem unnötigen Wagnis als solchem, obgleich es Perikles' Strategie zuwiderlief, nicht die eigentliche Ursache der Katastrophe, wie es der moderne Beurteiler viel eher tun würde, und gibt II 65, 11 nicht einmal soviel zu, daß es verkehrt

angelegt war. Man kann die ganze Darstellung der sizilischen Expedition wirklich nicht anders lesen als unter dem Eindruck, wie nahe den Athenern der Erfolg war: Nikias' Pessimismus erscheint an sich übertrieben und rechtfertigt sich nur durch den tatsächlichen Mißerfolg, an dem aber gerade er selber besondere Schuld trug, da er von vorneherein seinen Vorteil nicht ausnützte (VII 42, 3). Das Unternehmen, mit dem sogar die Bündner ihren egoistischen Interessen gedient glaubten (VI 69, 3, vgl. VII 57, 1. 9), scheiterte nach Thukydides also nicht an seiner prinzipiellen Unmöglichkeit, sondern an seiner unzureichenden Durchführung. Für dies verhängnisvolle Versagen macht er nun aber II 65, 10 ff. nicht die strategischen Fehler verantwortlich, sondern die Selbstsucht der Demagogen nach Perikles' Tode, die mehr für ihre eigene Stellung als die Gesamtbelange und die militärischen Erfordernisse sorgten. Dieser Gesichtspunkt ist im Zusammenhang jenes Kapitels durchaus an seinem Platz, in der späteren Darstellung jedoch nicht herausgearbeitet; nur VI 15 spielt das innenpolitische Moment, wenn auch anders gewendet, doch seine Rolle, und sogar eine entscheidende: Alkibiades hätte Athen zum Erfolge führen können, aber ihm fehlten von den vier Eigenschaften des vollkommenen Politikers (II-60, 5) zwei, die Vaterlandsliebe und die Uneigennützigkeit (G. F. Bender, *Der Begriff des Staatsmannes bei Thukydides*, Diss. Erl. 1938, 58 ff. 105 f.), und so ist er in seiner Weise auch zu den unzulänglichen Nachfolgern des Perikles zu rechnen, bei denen Thukydides II 65, 10 ff. die Ursache des Zusammenbruchs sucht. Daß die Stadt von diesem Manne abhing und ihn doch nicht ertragen konnte, ist die unter dem Gesichtspunkte der Schuld nicht mehr abmeßbare Verkettung, die das durch Perikles' unzeitigen Tod einsetzende Verhängnis vollendete (vgl. W. Schadewaldt, *Die Geschichtschreibung des Thukydides*, Berl. 1929, 12 ff. 100, und die an ihn anschließende Diskussion, s. H. Strasburger, *Phil.* XCI 1936, 137 ff. H. Patzer, *Das Problem der Geschichtschreibung des Thukydides und die thukydideische Frage*, Berl. 1937, 31 f., 68. 103, 208).

Der Mißerfolg des sizilischen Feldzugs ist für Thukydides also nicht an sich entscheidend, sondern nur ein Symptom der inneren Depravation, die der endgültigen Katastrophe zutrieb. In dieser Sicht bleibt für die Tyche kaum noch ein Raum, aber immerhin hatte sie in der Pest und bei Sphakteria tief und nachhaltig eingegriffen, zu schweigen von weniger wichtigen

Vorgängen, in denen Thukydides sonst noch ihren Einfluß erkannt haben mag (z. B. III 49, 4. V 37, 3). Durch alle diese Einwirkungen hatte sie aber das Endergebnis nicht bestimmen können: ihre Macht ist also gar nicht so groß, daß sie jedes menschliche Planen und Handeln in Frage stellte, und es ist von hier aus betrachtet gar kein Wunder, daß Thukydides kein Quietist geworden ist (vgl. G. P. Landmann, Interpretation einer Rede des Thukydides, Diss. Basel 1932, 60). Wenn man daran denkt, mit welchem Nachdruck er seine Redner immer wieder auf die Tyche hinweisen läßt, muß man geradezu überrascht sein, ihre Rolle faktisch so eingeschränkt zu finden. Ja, noch mehr: ist es richtig, daß sie ihren Anspruch nur solange aufrecht erhalten kann, als rationale Erklärungsmöglichkeiten fehlen, so brauchte es thukydideischem Denken nicht zu widersprechen, wenn fortschreitende Erkenntnis ihren tatsächlichen Geltungsbereich noch mehr verengerte und schließlich gar auf ein Nichts reduzierte. Allerdings ist Thukydides nicht so weit gegangen und hätte es zu seiner Zeit auch schwerlich tun können, aber soviel ist deutlich, daß er den Begriff der Tyche, den seine Redner so vage gebrauchen, in seiner Geschichtserzählung selber nur mit äußerster Zurückhaltung zu objektiver Geltung gebracht hat. Man ginge in die Irre, wollte man annehmen, daß er ihn jeweils stillschweigend vorausgesetzt hätte; es ist vielmehr wirklich so, daß er ihn wo irgend möglich aus der Kausalität der historischen Fakta ausgeschlossen hat. Vielleicht darf man mit H. Berve, Thukydides, Frankf. a. M. 1938, 19, in dieser Restriktion des „Sinn- und Formlosen“ die echt hellenische Weise finden, das Leben mit Geist und Gestaltung zu bewältigen, aber man muß sich dann bewußt bleiben, daß Thukydides selber es war, der dem Wirken der Tyche Sinn und Form nahm; in gläubigeren Zeiten war es durchaus sinnvoll gewesen, alles als Schickung von Tyche und Moira hinzunehmen (Archiloch. fr. 8 D.), die entgötterte Tyche aber in ihrer blinden Unheimlichkeit mußte einer Ära des Rationalismus ein Stein des Anstoßes werden, den man nicht gerne mitten auf seinem Wege beließ.

Die verstandesmäßige Planung bedeutet also für Thukydides wie für Demokrit fr. 119 und andere Zeitgenossen das Gegengewicht gegen die Auswirkungen der Tyche, und ihre Aufgabe ist es auch, sonstige Paralogoi auszuschließen, die nicht im strengsten Sinne der Tyche zugeschrieben werden können. Die Vorsicht freilich, mit der Nikias möglichst jedes

Risiko vermeiden will (VI 23, 3), ist zwar an sich lobenswert, birgt aber die Gefahr der Inaktivität in sich, die Thukydides auch wirklich an ihm tadelt (V 16, 1). Es ist doch immerhin weniger schlimm, durch  $\tau\acute{o}\chi\eta$  als durch  $\acute{\alpha}\nu\omicron\iota\alpha$  zu scheitern (V 111, 3, vgl. VI 103, 4), obwohl selbst ein Irrtum der  $\gamma\nu\acute{\omega}\mu\eta$  wie die Fehlspekulation der Chier auf die Erschöpfung der Widerstandskraft der Athener verzeihlich sein kann (VIII 24, 5); der Erfolg ist jedenfalls kein Gradmesser für die Richtigkeit eines Planes (I 140, 1, s. schon Herodot VII 108). In äußerster Bedrängnis muß selbst ein Nikias auf eine Wendung des Glücks hoffen, das erfahrungsgemäß nicht dauernd auf seiten einer und derselben Partei steht (VII 61, 3, vgl. 71, 7. VII 77, 3); allerdings ist eine solche Hoffnung nicht viel mehr als eine Ausflucht der Verzweiflung (VII 67, 4. 68, 1), und die Zuversicht der Melier auf eine göttliche Fügung gilt erst recht als indiskutabel (V 102 ff. 112 f.). Wie Thukydides vollends über ein Unternehmen urteilt, das ohne Not im bloßen Vertrauen auf die Tyche gewagt wurde, spürt man aus seiner Schilderung des aitolischen Abenteuers des Demosthenes deutlich genug (s. besonders III 97, 2). Die Überlegenheit über den Gegner muß auf der eigenen Planung und nicht der Gunst der Umstände beruhen (I 84, 3 f. II 62, 4 f. VI 11, 6), wenn man auch gute Gelegenheiten ausnutzen soll (III 30, 4), und eindringlich ertönt die Warnung vor Überheblichkeit im Glück (z. B. I 120, 3 f. III 45, 6. IV 18, 4. 65, 4).

Hat man in seiner Planung alle Umstände erfaßt, die zu berücksichtigen waren, so bleibt doch das Gefahrenmoment eines irrationalen Restes: man kann die Querschläge der Tyche nicht voraussehen und noch weniger ausschalten (IV 64, 1. VI 78, 2), aber man kann ihr einen ausreichenden Bewegungsraum im Kalkül lassen und behält dann genügend Kraft, um ihre Wirkungen zu überwinden (II 87, 3). Man vermag die Tyche nicht zu berechnen, aber einzurechnen, und es lassen sich Pläne denken, die so starke Reserven einzusetzen haben, daß sie ihr Werk tun kann, ohne das Ganze zu gefährden. Perikles durfte sich seiner Sache so gewiß fühlen, daß er von vorneherein die Möglichkeit von Fehlschlägen zugeben konnte (I 140, 1), die sonst nur als apotropäisches Argument ins Feld geführt zu werden pflegte (Zahn 73 f., 16). Thukydides beabsichtigt mit diesem Motiv nicht etwa eine nachträgliche Rechtfertigung des Perikles angesichts der tatsächlich eingetretenen totalen Niederlage (so Zahn 12 ff.), sondern er testiert

ihm, daß seine Rechnung im ganzen durch einzelne Rückschläge, wie sie auch im Rahmen seiner Strategie eintreten konnten und auch wirklich eintraten, nicht über den Haufen zu werfen war. An späterer Stelle II 65, 6 ff. führt er ja deutlich genug aus, daß der Verlauf des Krieges den Plan des Perikles nicht etwa desavouierte, sondern im Gegenteil glänzend bestätigte (E. Bayer, Würzb. Jahrb. III 1948, 21. 44 ff.): wie richtig er die Kräfte der beiden Parteien eingeschätzt hatte, zeigte sich daran, daß Athen nach unsäglichen Einbußen, für die er gar nicht verantwortlich war, doch noch eine jahrelange Widerstandskraft bewies. Die Gnome des Perikles hatte also die Schläge der Tyche ausgehalten, von denen der Historiker an dieser Stelle schon gar nicht mehr spricht, und sie hätte sogar alle die Fehler überstanden, vor denen er selber I 144, 1 (dazu II 65, 7) immerhin Sorge genug gehabt hatte; nur daran scheiterte sie schließlich, daß ihn selber kein gleichwertiger Staatsmann, auch Alkibiades nicht, hatte ersetzen können: „einen solchen Überschuß hatte Perikles damals gehabt (sc. an Mitteln oder Gründen), woraus er selbst die Voraussicht gewonnen hatte, daß die Stadt ganz leicht die Peloponnesier, wenn sie allein blieben, in dem Kriege überwältigen würde“ (II 65, 13).

Wenn nun also alles an dem einen Perikles lag, so könnte man eben darin ein entscheidendes Verhängnis der Tyche sehen, daß sie Athen dieses Mannes beraubte und so dem Verderben überantwortete. Thukydides hätte einem solchen Einwurf eine gewisse Berechtigung nicht abstreiten können und würde dann vor der Frage gestanden haben, ob man es nicht hätte vermeiden können und müssen, daß Athens Heil auf zwei Augen stand. Eine Problemstellung dieser Art ist keine müßige Spekulation eines modernen Betrachters, denn Platon hat wirklich dem Perikles persönlich die Schuld an der ruinösen Entartung gegeben, weil er die nötige Erziehung verabsäumt habe (Bayer 30 ff. 45. 56). Dem Thukydides hätte ein entsprechender Gedanke nicht fernzuliegen brauchen, denn er traut der „menschlichen Natur“ bei all ihrer wesenhaften Konstanz doch eine Entwicklung zu edleren *τρόποι* zu, die er sich wohl irgendwie anlagebedingt vorstellt, und erkennt auch staatliche Maßnahmen zur Bildung der Bürger an, wenn er auch die strenge spartanische Disziplin der freien Entfaltung aller Kräfte, wie sie in Athen möglich war, gewiß nicht vorgezogen wissen wollte (Schmid 36 f. 52, 6. 124. Müri 256 f. 271). Aber er sieht hier doch keine Versäumnis des Perikles

und begnügt sich, die Schuld an dem Zusammenbruch einfach auf die Nachfolger zu schieben, um auf der Folie ihrer Unzulänglichkeit alles Licht auf seinen Helden zu sammeln (II 65, 7 ff.). Nun drängt sich freilich die weitere Frage auf, wieweit überhaupt Schuld und nicht schlechthin eine Notwendigkeit vorlag; ist es doch Thukydides selber, der die Demoralisation als natürliche Folge der Kriegszustände III 82 ff. verstehen lehrt. Zwar bezieht sich diese vielberufene „Pathologie“ nicht ausdrücklich auf die beiden Vormächte Griechenlands, aber man kann das Gesetz, daß der Krieg ein gewalttätiger Lehrmeister ist, unmöglich von Athen ganz fernhalten. War die Wandlung zum Schlimmen also auch hier unvermeidlich, so würde man mit H. Bogner, Thukydides und das Wesen der altgriechischen Geschichtsschreibung, Hamb. 1937, 22 f., die Behauptung aufstellen müssen, daß Perikles' Hinscheiden nicht etwa die Verschlechterung erst ermöglichte, sondern insofern zur Zeit kam, als er sich überlebt hatte und in die neue Epoche des Verfalls nicht mehr hineinpaßte. Allein man könnte diese Konsequenz nicht ziehen, ohne mit dem Kapitel II 65 in Widerspruch zu geraten, das die Niederlage Athens eben nicht einer immanenten Notwendigkeit, sondern dem Versagen der Führung zurechnet. Von einem Perikles mußte Thukydides vielmehr erwarten, daß er nicht nur die durch die spartanischen Einfälle bedingten Unbilden (II 62, 1. 64, 1), sondern auch die daraus erwachsende Mißstimmung vorhergesehen hatte; II 59, 3 und 60, 1 (vgl. schon II 21, 3. 22, 1) deutet er ja auch wirklich auf die I 140, 1 geäußerten Erwartungen zurück (Bayer 51 f.). Vor allem mußte Thukydides aber voraussetzen, daß Perikles auch imstande gewesen wäre, die Deterioration durch seinen Einfluß hintanzuhalten. Angesichts der Mühe, die es ihm seit dem Ausbruch der Pest kostete, seine Athener auf dem einmal eingeschlagenen Wege festzuhalten, sollte man freilich das Gegenteil argwöhnen, aber Thukydides hat diesen Eindruck doch durch die starke Betonung der dauernden Wirkung seiner Persönlichkeit II 65, 7 ff. im Gegensatz zu der Inferiorität seiner Nachfolger überdeckt.

Damit wird das oben angeschnittene Problem der Ungunst der Tyche, die Athen diesen unersetzten Mann nahm, aufs neue akut; lassen wir es trotzdem vorerst noch auf sich beruhen und wenden uns dem zweiten, die Bewegungsfreiheit des Staatsmannes einengenden Faktor zu, in dessen Bereich uns unsere letzten Erwägungen bereits geführt haben: wiewiel

Spielraum hat der Politiker im Zuge der zwangsläufigen Entwicklung, die die Situation herbeiführt? Schon Herodot hatte eine solche Notwendigkeit aus seiner gottgebundenen Weltanschauung ins Auge gefaßt und insbesondere den Xerxes trotz seines Widerstrebens an das unabänderliche Verhängnis des persischen Ausdehnungsdranges gekettet gesehen; Thukydides entledigt diese Notwendigkeit ihres göttlichen Nimbus und erschließt sie in ihren pragmatischen Gründen rein rationaler Erkenntnis. Bei ihm sind es die Athener, die unter dem Zwange der Machtpolitik des Seebundsvorortes stehen: sie glauben, ihren Weg nicht aus freien Stücken gewählt zu haben, sondern aus der mit dem Ausgang des Perserkrieges gegebenen Lage heraus auf diese Bahn gedrängt zu sein (I 75; vgl. schon Herod. VIII 3 und dazu M. Pohlenz, Herodot, Lpz./Berl. 1937, 170 ff.), obwohl sie aus ihrer Leistung im Befreiungskampfe auch einen Rechtsgrund herzuleiten suchen. Nachdem nun aber einmal der erste Schritt getan war, folgten die weiteren von selbst, und es gab kein Zurück mehr, wenn sie nicht ihre Existenz gefährden wollten. Das Anwachsen des athenischen Einflusses rief jedoch die Reaktion Spartas und seiner Verbündeten hervor, und der Krieg wurde unvermeidlich, wie Thukydides in den Reden des 1. Buches immer klarer herausstellt und auch im eigenen Namen besonders I 23, 6 und 88 ausdrücklich betont. Die Macht hat also eine Energie in sich, die zu fortwährender Extension drängt und den Mächtigen fast ohne sein Zutun treibt, wie es am schärfsten von Alkibiades VI 18, 3 ausgesprochen wird.

Thukydides ist allen späteren Denkern seit Machiavelli mit der Entdeckung dieser „Dämonie“ vorausgegangen (Gerh. Ritter, Die Dämonie der Macht, 6. Aufl., Münch. 1948), aber er hat das Prinzip doch wesentlich eingeschränkt. Auch Sparta besaß ja Macht, wenn auch nicht im gleichen Maße wie das athenische Seereich, und war doch nicht auf ihre Erweiterung, sondern nur auf ihre Erhaltung bedacht: Thukydides übersah das nicht und machte die Expansionstendenz mithin nicht so sehr von der Macht als solcher wie von der Wesensart dessen abhängig, der über sie verfügt. Er gelangte damit zu den tiefdringenden Charakteristiken der beiden Antagonisten, die ihre Haltung und ihr Schicksal begründen (H. Gundert, Antike XVI 1940, 98 ff.); auch in der eben berührten Alkibiadesrede bleibt VI 18, 7 und schon 3 nicht außer acht, daß die Polypragmosyne der Athener der letzte Grund ihrer aktivistischen

Politik ist. Mag die völkische Differenz im Vergleich zu der Grundsubstanz der „menschlichen Natur“ nicht sehr beträchtlich erscheinen (I 84, 4), so ist sie doch immerhin groß genug; um ein recht verschiedenes Verhalten in der nämlichen Situation zu bedingen (vgl. Müri 256 f., 6). Ich kann Pohlenz nur zustimmen, wenn er GGA 1936, 291 f. ausführt, daß die Überzeugung von der Unvermeidlichkeit des Peloponnesischen Krieges, so sehr sie von Thukydides im 1. Buche in weitem historischem Rahmen vertieft wird, doch schon bei Herodot V 91 vorgebildet ist und sicher bereits dem Perikles selber gehört, der bekanntlich die Kriegswolke aus der Peloponnes heraufziehen sah (Plut. Per. 8, 7): die völkerpsychologische Unterbauung dieser Anschauung wird man jedoch für Thukydides' geistiges Eigentum halten können, obwohl auch Herodot die Expansionstendenz keineswegs generalisiert, sondern als etwas spezifisch Persisches oder vielmehr Barbarisches angesehen hatte. Eine Möglichkeit für die Schichtenanalyse des thukydideischen Werkes (vgl. auch E. Dietzfelbinger, Thukydides als politischer Denker, Diss. Erl. 1934, 54 f.) sehe ich in diesem Punkte allerdings nicht.

Mit der Verlagerung des entscheidenden Moments in das menschliche Verhalten wird nun aber das Gewicht der historischen Notwendigkeit sehr abgeschwächt und erscheint bei weitem nicht mehr so unwiderstehlich wie in Herodots theonomer Sicht. Die Ananke der Entwicklung liegt jetzt mehr in der Reaktion des Volkscharakters als in den Verhältnissen als solchen, und so reduziert sich der zweite der die Entscheidungsfreiheit des Staatsmanns hemmenden Faktoren in einem ganz beträchtlichen Ausmaße auf den dritten, nämlich die Mentalität des Volkes. Diese ist der Beeinflussung aber viel eher zugänglich, und so eröffnet sich dem wirklich überragenden Politiker eine solche Breite der Entschlußmöglichkeiten, daß er in den Lauf der Ereignisse doch maßgeblich eingreifen kann. Der moderne Historiker darf sogar fragen, ob Perikles den Krieg nicht überhaupt hätte vermeiden können, aber dem Thukydidesinterpreten ist diese Fragestellung allerdings verwehrt: Perikles vermochte den Charakter seiner Athener, dessen Unrast die Peloponnesier in Verteidigungsstellung drängte, nicht zu ändern und hätte es auch gar nicht wollen können, wenn er sich so mit ihm identifizierte, wie es im Epitaphios geschieht. Aber soviel hatte er auch nach Thukydides in der Hand, ihn in den rechten Bahnen zu halten und vor den

Gefahren zu behüten, die in ihm lagen. Er konnte verhindern, daß die Extreme auseinanderfielen, die sich in dem Athenerum der guten Zeit so harmonisch ausgeglichen hatten, er wußte die Affekte der Menge zu hemmen oder anzustacheln, wie es seine Gnome forderte, die selbst über jede Emotion erhaben sein mußte, er verstand es in vollkommenerer Weise als Alkibiades (VIII 86, 5), das Volk zu führen, ohne es zu tyrannisieren (II 65, 8 f.), und er wäre auch im weiteren Verlaufe des Krieges ein Mann des Masses (II 65, 5) geblieben, wenn er nicht vorzeitig dahingerafft worden wäre. Seine Nachfolger aber mußten sich gegenseitig den Rang abzulaufen suchen, da keiner dem andern überlegen war, und so trieb ihr persönlicher Egoismus im Verein mit der Volksleidenschaft, die sie nicht zu zügeln imstande waren, zu gewagten Unternehmungen, für deren Durchführung die nötige Energie und Konsequenz fehlte. Perikles hätte die allzu leichte Beweglichkeit des athenischen Geistes durch seine Autorität nachdrücklicher zu mäßigen gewußt als der eifernde und kurzsichtige Kleon III 38, 4 ff., er hätte die Eroberungsgelüste der Masse im Zaume gehalten, aber Unternehmungen, die einmal eingeleitet waren, auch entschlossen durchgeführt, und er hätte nicht zuletzt den scharfen Kurs der Bundesgenossenpolitik vermieden, der nach seinem Tode schließlich durchdrang.

Gewiß, daran konnte auch er nichts ändern, daß die Pleonexie nun einmal der menschlichen Natur mitgegeben ist und sich im Verkehr der Völker untereinander nicht so zurückdrängen läßt wie in der innerstaatlichen Existenz. Gerade Thukydides emanzipiert ja im Gegensatz zu Herodot die Politik vom Recht und erkennt eine Eigensucht der Nationen an, die berechtigt, weil unvermeidlich ist und gegebenenfalls auch Gewalt gegen andere in Kauf nimmt: es gibt für ihn ein Selbsterhaltungsrecht des Staates, ja eine Selbsterhaltungspflicht. Das Mittel aber, sich im Völkerleben zu behaupten und durchzusetzen, ist die Macht: sie kann für ihn also nicht wie für J. Burckhardt und vor ihm schon für F. Chr. Schlosser das schlechthin Böse, sondern nur das Natürliche und Selbstverständliche sein. Machtpolitik ist gar nicht zu umgehen und so auch als ultima ratio nicht der Krieg, so wenig Thukydides ihn auch um seiner selbst willen zu verherrlichen geneigt ist. Soll die Menschheit also, fragt man mit Schmid 42 f., nach ihrer nun einmal gegebenen natürlichen Veranlagung in einem dauernden Kriegszustand der Selbstvernichtung zutreiben?

Wenn der einzelne Volkskörper nur dadurch lebensfähig bleibt, daß die Instinkte der Pleonexie in seinem Innern abgefangen werden, so muß es auch in der internationalen Politik Momente geben, die den völkischen Egoismus eindämmen, und in der Tat: sowenig Thukydides der innerstaatlichen Rechtsordnung indifferent gegenübersteht, sowenig sind Gegebenheiten, die im Völkerleben konservierend wirken, außerhalb seines Gesichtskreises geblieben (E. Topitsch, Wien. Stud. LXI/II 1943/7, 50 ff.).

Die Kriegsgeschichte, die er schreibt, führt allerdings im ganzen den Weg der Auflösung, läßt aber doch erkennen, daß die Selbstsucht des einzelnen Staates am Widerstand anderer eine Grenze findet, die sie nicht überschreitet, ohne sich einer ungewissen Zukunft auszusetzen (IV 62, 4). Grundsätzlich bleibt zwar das eigene Interesse maßgebend für das politische Verhalten zu Gleichstarken sowohl wie zu Schwächeren, aber es kann sich nicht schrankenlos bewegen, da es durch die Reaktion anderer Machtgebilde oder durch ganz unvorhergesehene Umstände immer wieder gefährdet und beeinträchtigt wird. Kommt es also darauf an, wie man seinen Vorteil versteht, so legt sich die Vermutung nahe, daß Thukydides auf diesem Umwege doch wieder ethische Werte in Geltung gebracht hätte, und tatsächlich wird man in dieser Erwartung auch nicht ganz enttäuscht, aber es bleibt doch nur zu schmerzlich fühlbar, daß diese ideelleren Gesichtspunkte sich, falls überhaupt, nur im Bunde mit den realeren Antrieben durchsetzen können (vgl. F. Wassermann, Neue Jahrb. VII 1931, 251. Müri 268, 16). So taucht von Seiten der Melier der Gedanke auf, daß auch der Mächtige sich die Berufung auf das Recht oder wenigstens die Billigkeit für den Fall der Not offenhalten sollte (V 90), aber wie wenig solche weitschauende Vorsicht den Impuls des augenblicklichen Vorteils zügelt, zeigt sich ja auf der Stelle (vgl. III 84, 3). Topitsch legt den Finger auf die Behauptung der Korinther I 42, 4, daß der Weg des Rechtes dem eigenen Nutzen dienlicher sei als der der Gewalt, aber so sehr sie im allgemeinen auf die Verpflichtung ideeller Bindungen pochen, gerade diesen entscheidenden Satz schränken sie auf die Beziehungen zwischen Gleichstarken ein und gehen daher in keiner Weise über das hinaus, was Thukydides sonst dem Rechte zubilligt: es ist zwar nicht etwa ad acta gelegt, sondern weiterhin in Griechenland noch immer in hohem Ansehen und wird auch von den bedenkenloseren Athenern wenigstens in seiner

psychologischen Wirkung durchaus nicht unterschätzt, aber selbst bei den Spartanern dringt es bei all ihrer Skrupulosität (VII 18, 2 f.) nie gegen das Eigeninteresse durch. Es gilt eben nur unter „Gleichen“ und würde andernfalls auch bei innerer Harmonie der Partner keine Sicherheit gewährleisten (III 9, 2. 10, 1. 11, 2). Indem es also auf diese Weise ausgesprochen zu einer Funktion des Machtfaktors wird, geht ihm die absolute Kraft verloren; G. Deininger, *Der Melier-Dialog*, Diss. Erl. 1939, 91 ff. urteilt darüber noch zu günstig und ist sicher zu optimistisch, wenn er nicht nur Meliern und Plataern, sondern sogar den Korinthern ein altmodisches „wahres Rechtsdenken“ zubilligt. Wie der Einzelne für einen tadellosen Lebenswandel nicht den verdienten Lohn findet (VII 86, 5, vgl. 77, 2), so kann sich auch ein Gemeinwesen nicht auf Recht und Billigkeit verlassen: der Nutzen und sein Komplement, die Furcht, beherrschen das Völkerleben, und kein Staat kann sich auch bei ehrlichstem Rechtsstreben diesem Zwangszustande entziehen.

Nicht anders die Ehre, der die Athener I 76, 2 daneben noch einen Platz einräumen: sie übt zwar eine starke Wirkung auf die nationale Psyche, aber die Probe der Rationalität hält sie ebensowenig aus, denn die Athener schärfen den Meliern V 101. 111, 3 f. ein, daß sie nur unter gleichen Bedingungen das politische Handeln beeinflussen darf. Wenn die Melier trotzdem auf ihre Stimme hören, so tun auch sie es nicht in blinder Gefühlsregung, sondern aufgrund von Erwägungen, die zwar sehr optimistisch, aber doch immerhin nicht ganz illusionär sind; ihr Unabhängigkeitsdrang ist ein Zug, mit dem sie sich an das auch seinerseits wieder realpolitisch bestimmte Befreiungsprogramm Spartas und seines Brasidas anschließen (V. Bartoletti, *Riv. Fil.* LXVII 1939, 301 ff.). So behält auch dieses irrationale Motiv, das einzig noch eigenkräftig in der völkischen Seele zu wirken schien, nur noch die Bedeutung eines Prestigemoments, das wie das Recht und übrigens auch das Mitleid (III 40, 3) nur unter Staaten von gleichem Gewicht vorhält, und ordnet sich damit für den zum Letzten vordringenden Blick des Historikers ebenfalls dem alles beherrschenden Prinzip der Selbstsucht unter.

Thukydides sieht es nun einmal nicht anders: im Konfliktfalle werden die edleren Regungen von den Antrieben des Egoismus überrannt oder verbogen, und wer es anders hält, hat Nachteile und Gefahren zu gewärtigen. Aber der so tief in der

menschlichen Natur wurzelnde Eigennutz braucht sich nicht emotional auszutoben, sondern kann rational gelenkt werden. Wenn damit das politische Leben der Eiseskühle rein verstandesmäßiger Berechnung unterworfen ist, so tut sich doch zugleich ein hoffnungsvoller Aspekt auf: die Vernunft kann von rücksichtsloser Verfolgung des Eigeninteresses abraten, und es ist Sache des Staatsmannes, ob und wieweit er eine etwaige Übermacht auszunutzen für zweckmäßig erachtet. Zwar hat Thukydides auch nach dieser Richtung Grund genug zur Skepsis, aber gerade Diodotos, der die Menschennatur ganz vorurteilslos betrachtet, sieht den Lauf der Dinge darum auch ohne jede Leidenschaft an: er gibt III 48, 2 das Stichwort für den Wert besonnener Überlegung, und es gelingt ihm auch, eine gemäßigte Untertanenpolitik, wenn auch mit knapper Mehrheit, gegen Kleons Extremismus durchzusetzen. Die weitere Entwicklung steht freilich im Zeichen zunehmender Überspannung, deren Sturmsignal der Melierdialog ist. Hier zeigen die Athener unleugbar eine gewisse Brutalität in der gewaltsamen Art, wie sie den Rechtspunkt eliminieren, auch wenn das nicht nur von ihren Partnern, sondern auch von ihnen selber Opfer verlangt. Aber wenn sie nun ohne Rücksicht auf jedes *Decorum* das Machtprinzip entwickeln, so ziehen sie ein Fazit, das trotz seiner schonungslosen Konsequenz von W. Nestle sehr wohl auch auf das Konto des Thukydides selber geschrieben werden durfte (Neue Jahrb. XXXIII 1914, 669 ff. = Griechische Studien, Stuttg. 1948, 350 ff. Vom Mythos zum Logos<sup>2</sup>, Stuttg. 1942, 522 ff.). Der Historiker hätte es den Athenern grundsätzlich nicht verargen können, wenn sie das Mögliche aus ihrer Machtüberlegenheit herausholten (V 89); die Frage war für ihn nur, ob sie in diesem und in ähnlichen Fällen nicht effektiv ihren Maximen zuwiderhandelten und über das hinausgingen, was in ihrem wohlverstandenen Interesse lag, selbst wenn es nicht so sehr um Erweiterung (V 97) wie um Sicherung ihrer Seeherrschaft ging (Dietzfelbinger 60 ff.). Noch hatten sie zwar den Erfolg für sich, aber nur für den Augenblick, denn hinter dem Unternehmen gegen Melos stand der Schatten der sizilischen Expedition, die zwar, wie wir sahen, noch nicht unbedingt zum Zusammenbruch führen mußte, aber jedenfalls Perikles' Kriegsplan störte und nun wirklich alle die schweren Gefahren heraufbeschwor, vor denen die Melier vergebens gewarnt hatten. Es war jetzt eben doch schon *Hybris* im Verein mit *Eros* und *Elpis* (III 45, 4 f.), die in den Athe-

nern die Oberhand gewonnen hatte, und das Prinzip des Maßes, das sie noch immer im Munde führten (V 111, 4), war ein Schlagwort geworden.

Ganz anders der athenische Staat der perikleischen Zeit, dessen innere Kraftquellen der Epitaphios aufzeigt. Auch damals ließ sich freilich das Naturrecht der Herrschaft des Stärkeren nicht außer Kurs setzen (I 76, 2): der führende Staatsmann gibt zu, daß Athen Macht ansammeln und auch ausüben muß und daß es den Haß der vergewaltigten Untertanen erntet (II 63. 64, 5; vgl. I 75, 4. 76, 1. 77. 99 usw.); seine Herrschaft ist so gut wie eine Tyrannis (II 63, 2; steigend Kleon III 37, 2) und damit eine Ungerechtigkeit, die ja auch wirklich seit der Unterwerfung des abtrünnigen Naxos (I 98, 4) in aller Art Zwang sich geäußert hatte. Und dennoch konnte es von sich sagen, daß es seine Macht mit Maß ausnutzte (I 76, 3 f. 77, 2; vgl. V 111, 4); noch gab es etwas auf sein durch sein geschichtliches Verdienst erworbenes gutes Recht, das es später selber beiseiteschieben sollte (V 89), noch nahm es den Haß der abhängigen Staaten als unvermeidliches Übel in Kauf, anstatt ihn wie später zu suchen (V 95), noch konnte es sich eine gewisse Liberalität leisten, ohne sie peinlich nach den Forderungen seines Interesses abzumessen und auf Anerkennung zu zählen (I 76, 4; vgl. III 40, 2 f. 48, 1), ja, es war bestrebt, sich Freunde zu erwerben, indem es in einer Art „Präventivverfahren“ (Schmid 122) Wohltaten zuvorkommend erwies (II 40, 4). Aber noch mehr: dank der durch die Reichsbildung gewonnenen Wohlfahrt (Müri 260 ff.) wurde den Athenern eine großzügige Entfaltung ihres Lebensstils möglich, die sie ihrer herrschenden Stellung würdig machte (II 41, 3); es ist die ethische, die kulturelle und die soziale Leistung, die ihre Machtpolitik, unumgänglich wie sie äußerlich ist, nun auch innerlich rechtfertigen muß. Diese Leistung ist aber nicht nur Sache der Athener selber, sondern auch die Bundesgenossen haben, wie Nikias VII 63, 3 in schwerer Stunde nicht ohne spürbare Tendenz, aber doch mit gutem Rechte betont, ihren Anteil daran und danken der Blüte der Stadt viel mehr als bloße Wirtschaftsprosperität und militärische Sicherung, ja Athen darf den Anspruch erheben, Erziehungsstätte für ganz Griechenland zu heißen (II 41, 1). Hier ist es einmal erreicht, daß die öffentlichen und die privaten Interessen in gleicher Richtung laufen und der Staat sich die Mitarbeit des Einzelnen verschafft, indem er ihm ein Leben ermöglicht, das gelebt zu

werden verdient. In der Entbindung aller individuellen Kräfte zu voller Wirksamkeit aus eigener Initiative hat die Stadt eine panhellenische Vorbildlichkeit erreicht, die den Vorrang der perikleischen Arche vor der spartanischen begründet. Nirgendwo zeigt es sich deutlicher, daß Thukydides trotz allem an die Möglichkeit glaubt, die selbstischen Triebe der „menschlichen Natur“ im innerstaatlichen und bis zu einem gewissen Grade sogar im internationalen Leben mazzusetzen oder jedenfalls zum Nichtwiedererkennen zu modifizieren; nirgendwo wird es jedoch auch fühlbarer, daß ein solcher Aufschwung nur einer Gesellschaft beschieden ist, die im Genusse eigener oder auch fremder Macht keinen „gewaltsamen Lehrmeister“ (III 82, 2) zu spüren hat. Angesichts dieser Verflechtung erweist sich aber gerade die Größe eines Gemeinwesens, das sich der dämonischen Versuchung seiner äußeren Lage nicht hemmungslos ausliefert. Wie alle thukydideischen Reden kann allerdings auch der Epitaphios nicht ganz absolut genommen werden, sondern bedarf eines Gegenbildes, und er findet es in der Wirklichkeit des athenischen Lebens, das auch in seiner besten Zeit notwendig hinter dem Höchsten zurückblieb. Er umreißt ein Ideal, auf das die Intention dieses erhabenen Staatsgedankens ausgeht, aber insofern er es als erfüllt hinstellt, soll es auch als erfüllbar gelten; es ist der Verwirklichung fähig, weil es schon einmal verwirklicht war. Die Begeisterung für dieses perikleische Athen stempelt den Thukydides zum „Staatsethiker“, um diesen von F. Dornseiff, DLZ 1930, 544 f., mißbilligten Ausdruck Schadewaldts 18 f. 39 zu gebrauchen, und sie ist durch den unseligen Krieg nicht erschüttert, sondern im Gegenteil eher intensiviert worden; sowenig er sonst zu Wertungen neigt (Pohlenz, GGA 1936, 297 f.), die Leichenrede ist unausgesprochen ein einziges Werturteil.

Man sieht als die Vollendung des Thukydides gerne Platon an, der aus dem von jenem geschilderten Zusammenbruch den sittlichen Staat aufzubauen unternahm (Regenbogen 25 [72 ff.]. Schmid 126. 207. 209 f. G. Stadtmüller, Universitas I 1946, 532). Ich glaube allerdings, daß man den Epitaphios dabei mehr in Anschlag bringen muß, und möchte beide Männer lieber nebeneinander stehen lassen, wie ja auch tatsächlich Thukydides nicht von Platons Lehrer Sokrates und Platon hinwiederum nicht von Thukydides tiefer berührt sein kann. Der Philosoph entwickelte seinen Staat ausschließlich von der Idee des Guten her: so erhielt der Machtfaktor in ihm keine Funk-

tion, und der Entwurf konnte nur als reines Paradeigma wirken, ohne mehr als in Einzelheiten realisierbar zu werden. Der Historiker dagegen ging von der Beobachtung der wirklichen Politik aus und erfaßte daran die Aufgabe, den nun einmal gegebenen Machtstaat zu versittlichen.

Sein Idealbild des Athens seiner Jugend ist nicht bloß nach rückwärts gewandt, wie es aus unserer Perspektive leicht erscheinen könnte. Zwar vernehmen wir gerade aus dem Munde des Perikles den pessimistischen Ton, daß alles naturnotwendig auch wieder abnehmen müsse (II 64, 3, vgl. V 91, 1), wie ihn ja auch die Erfahrung lehrt, daß es Gnade ist, wenn ein glückliches Leben auch glücklich endet (II 44, 1, s. Regenbogen 23 [68]). Diese Resignation begreift man aus dem Gedanken an das tatsächliche Schicksal des perikleischen Staates, wie es der Geschichtsschreiber erschüttert erlebt hat, aber sie wird nicht nur durch die Hoffnung auf den Nachruhm erleichtert (II 64, 5), sondern auch in der Arbeit für die Zukunft gemildert. Voraussetzung hierfür ist es, die Gründe aufzuspüren, die zur Katastrophe führten. Thukydides findet sie, wie wir sahen, nicht so sehr in einzelnen wirtschaftlichen oder militärischen Umständen oder auch in unvorhergesehenen Zwischenfällen, sondern in der Unzulänglichkeit der Nachfolger des Perikles schlechthin. Es kommt also alles darauf an, daß ein Staatsmann am Werke ist, der mit seiner Gnome die Schläge der Tyche abzufangen, die Schwerkraft der Entwicklung zum rechten zu lenken und die Psyche des Volkes zu beherrschen versteht, ja, überhaupt den Auseinanderfall von Ethos und Macht verhütet. Wenn es nun auch das Geheimnis der perikleischen Demokratie ist, schöpferische Kräfte hochkommen zu lassen, so könnte es doch als ein Geschenk der Tyche erscheinen, daß ein solcher Staatsmann wirklich entsteht, ein Geschenk, das sie obendrein jederzeit zurücknehmen kann. So liegt es in der Tat, wenn es sich um ein Naturgenie handelt, wie es Themistokles war; aber gegenüber der starken Betonung, mit der die angeborene politische Gabe dieses einzigartigen Mannes hervorgehoben wird (I 138, 3), muß es auffallen, daß wir von den Bedingungen der Physis des Perikles nichts hören. Es ist natürlich mißlich, über Thukydides' Anschauungen mehr ausmachen zu wollen, als er selbst ausgesagt hat, und so mögen wir die Frage der Wiederholbarkeit eines Perikles auf sich beruhen lassen, aber soviel ist ganz sicher, daß die Gnome des Staatsmannes, auch wenn sie von Thukydides, wie anzunehmen, nicht unabhängig von

natürlicher Veranlagung gedacht wird, für ihn doch etwas ist, was herangebildet werden kann.

Auf dieser Voraussetzung ruht ja die ganze Absicht seines Werkes, denn obschon er auch noch etwas von der Art Herodots und gar der alten Epiker bewahrt hat, die den Ruhm großer Leistungen und Persönlichkeiten erhalten wollten (Schmid 41), so sieht er sein eigentliches Verdienst doch in einer ganz neuen Wendung der Geschichtsschreibung, die er im Methodenkapitel § 4 programmatisch ankündigt (Patzner 73 ff. Pohlenz, GGA 1936, 290 f. F. Egermann, DLZ 1937, 1505 ff., vgl. A. Großkinsky, Das Programm d. Thukydides, Berl. 1936, 60 ff.). Der Leser soll in den Stand gesetzt werden, die vor ihm liegende Zukunft klar zu beurteilen. Natürlich nimmt Thukydides nicht eine zyklische Wiederkehr des Geschehens an, wie es ihm gelegentlich imputiert wird, und denkt auch nicht an eine genaue Voraussage der Ereignisse bis ins Einzelne, sondern er erwartet, daß die gleichbleibenden Faktoren der menschlichen Natur auch künftighin immer wieder ähnliche Wirkungen hervorbringen werden wie in der Vergangenheit: die Parallelstelle, die die Absicht der Pestschilderung ausspricht (II 48, 3), beleuchtet diese Auffassung und macht zugleich noch deutlicher, daß er sich vom Wissen um die Vergangenheit nicht nur theoretische Erkenntnis, sondern auch praktischen Nutzen für die Zukunft verspricht. Er will also nicht so sehr für spätere „Forscher“ schreiben, sondern weitere Kreise zu politischem Verständnis führen und damit auch zur Gestaltung des politischen Lebens selber beitragen; er will im besonderen, wie man längst erkannt hat, Staatsmänner heranziehen, die wie sein Hermokrates (IV 62, 3. VI 76, 3 f., s. Bender 94 f.) aus der Geschichte zu lernen wissen: das heißt aber, daß er der Tyche die letzte Einbruchsmöglichkeit zu verbauen bestrebt ist, die ihr noch geblieben war, solange das Gemeinwesen auf einen einzigen Mann angewiesen war. Derselbe Historiker, der die Gemeinschaften aus der Tiefe ihrer Naturanlage geschichtsbildend wirken läßt, sucht das Heil der Staaten gleichwohl in der Einsicht der leitenden Männer; doch glaubt er es damit nicht individuell bedingten Urteilen auszuliefern, sondern setzt voraus, daß richtige Überlegung in einem absoluten Sinne zu richtigen Resultaten gelangen kann, und gesteht daher den Zufälligkeiten der Einzelpersönlichkeit, gerade wenn es sich um gute Politiker handelt, keine historische Bedeutung zu.

Der tragische Eindruck, den das thukydideische Werk unleugbar macht, beruht darauf, daß es einen katastrophalen Ereignisverlauf *παρ' ἐλπίδα* entrollt, der trotz objektiver Würdigung der Gegner doch von Athen her gesehen ist; aber dieser Stimmung steht der Wille entgegen, die Gründe des Geschehens zu durchschauen und aus dieser Erkenntnis die begangenen Fehler künftig vermeidbar zu machen. So drohend die Gefahr der Tyche über allem Menschlichen schwebt, hat Thukydides doch das Zutrauen, daß es der Gnome gelingen kann, ihre Wirkungen auszubalanzieren; das große Exempel des gegen alles Erwarten verlaufenen Krieges hat ihn nicht an der politischen Pronoia verzweifeln, sondern ganz im Gegenteil noch gelegentlicher darauf bestehen lassen. So unausweichlich die Verhältnisse treiben, glaubt er doch, daß vorausschauende Planung sie zu meistern vermag, und so fest bestimmt sich die menschliche Natur in ihren verschiedenen Erscheinungsformen zeigt, läßt er sich doch in der Überzeugung nicht wankend machen, daß sie beeinflussbar und entwicklungsfähig ist, und das in viel höherem Grade, als man auf Grund einer reinen Belegsammlung annehmen sollte (vgl. Nestle, Neue Jahrb. XXXIII 1914, 666 f. = Griech. Studien 345 ff.). Der Politiker ist durch die Tyche gefährdet, er steht in einer determinierten Situation, er wird von den Umschlägen der Volksstimmung gestört, und dennoch hält Thukydides dafür, daß ein überragender Geist alles zum besten zu wenden imstande sein muß, und er erwartet sogar, daß die Überlegenheit einer solchen staatsmännischen Gnome sich stets aufs neue heranbilden lassen werde. Mit aller Illusionslosigkeit, die der anscheinend so Unbewegte aus schmerzlicher Erfahrung angenommen haben muß, und dem wachen Sinn für das Irrationale, das er in blindem Affekt oder dunkler Fügung immer wieder wirksam sieht, verbindet er den unbeirrten Glauben, daß das Leben doch mit der Vernunft bewältigt, aber auch ethisch veredelt werden kann: darin verrät sich ein Geist, der vom Rationalismus der Aufklärung noch stark berührt, ihren Relativismus hinter sich gelassen hat und trotz tiefster Enttäuschung nicht in Resignation verdämmern mag.